

Die offene Tür – das bessere Symbol

Gott braucht kein festes Zuhause, sondern ist auch im Ungewohnten und Unsicheren an unserer Seite.

Wie es manchmal so geht: Ich schlage für den morgigen Sonntag unser Lektionar, das Lesebuch zum Kirchenjahr, auf. Es ist der vierte Sonntag nach Ostern, er trägt den Namen „Kantate – singt“. Prompt finde ich einen Text aus dem Alten Testament, zweites Buch der Chronik, in dem Hunderte Sänger und Musikanten zu einem großen Lob anheben. Man könnte es auch ein

GOTT UND DIE WELT



Spektakel nennen, denn wie klingen wohl 120 Trompeten auf einmal?

Der Anlass war groß: König Salomo weihet in Jerusalem den Tempel für Jahwe, den Gott Israels, ein. Das ist rund 3000 Jahre her, gesungen wurde also schon immer. Wahrscheinlich wurde deshalb diese alte Geschichte für heutige Singe-Sonntage vorgeschlagen. Nur werden wir uns morgen mit den Masken

ein bisschen schwerer tun, lauthals zu loben... Der harmlose Text zeigt seine eigentliche Kraft aber gar nicht in Salomos Kantoreibesetzung. Wie es manchmal so geht: Die gut gemeinte Vorstellung, alte Worte könnten uns Heutige zu unbeschwertem Singen verlocken, beißt sich mit dem aktuellen Geschehen im Frühjahr 2020. Die Chronikworte packen mich an ganz anderer Stelle – aber der Reihe nach. Salomo hat den Tempel gebaut, damit die „Lade“, der Kasten mit den Zehn Geboten, nicht mehr im Zelt stehen muss, wie zu Zeiten des Mose auf dem Weg durch die Wüste. Salomo, der sich einen Palast baut, gönnt auch Gott ein festes Haus. Ende des Provisoriums. Gott zieht aus der Unsicherheit eines Zeltes – Hitze, Wind und Unwetter ausgesetzt – in die Behaglichkeit steinerner Mauern. Singen die Chöre für Gott, oder nicht auch kräftig für den großen Gönner Salomo?

Wir aber sind ausgezogen aus den Kirchen, aus den festen, steiner-

nen Gotteshäusern. Das war Mitte März, und seitdem war ein Fasten. Unsere Kirchen waren leer, wir waren woanders. Wir standen bei der Kerze am Fenster, abends beim Läuten. Wir haben an den Sonntagen ohne Gottesdienst geübt, wie Christsein ohne Gemeinschaft geht. Wir haben Abstand gehalten. Wir haben in der Distanz zueinander zu glauben versucht, dass einzig Gott nicht Abstand hält. Viele Gemeinden haben gute digitale Möglichkeiten für Kirche entdeckt, haben hochgeladen und gestreamt, von der Kirchenleitung angefeuert und jubelt. Aber das ist für mich nicht der Ertrag der Krise. Der liegt ganz woanders: Wir haben vor allem die Kargheit einer heruntergefahrenen Existenz gelebt, ohne Krabbelgruppe, Kirchenkaffee, Kantorei. Ohne Begrüßung, Berührung. Wir wurden zum Leib Christi ohne Leibhaftigkeit. Wir wurden zum Volk in der Wüste.

Wie es manchmal so geht: Die Sänger Salomos preisen die in den kühlen Steinbau hineingetragene Lade,

den einziehenden Gott. Wir aber werden morgen durch die Maske gedämpft vom Auszug aus der Behaglichkeit reden, von der Suche nach einem Leben jenseits bekannter Normalität, von Unsicherheit, Ausgesetztheit, Unbehaustheit. Und wir werden also Salomo widersprechen: Gott braucht kein festes Zuhause, er geht mit uns hinaus in das Ungewohnte, in das Abenteuer und das Bangen eines jeden Tages. Jesus hat einmal im Tempel aufgeräumt, sehr handgreiflich: Gegen das allzu Routinierte ging er vor, gegen die Verzweckung eines Gottes, der ja immer da ist, verfügbar – weil eingesperrt im Tempel. Die so harmlos daher kommende Überlieferung von Hunderten Sängern bei der Einschließung Gottes muss morgen in unseren ersten, ungewohnten, mit Abstand gefeierten Gottesdiensten anders gelesen werden: Der Gott der kargen Orte, der Gott von Wüste und Golgatha, zieht mit uns ein und geht mit uns hinaus. Die offene Tür ist das bessere Symbol, nicht der hermetische Stein.

JOACHIM PIEPHANS